

Die Arbeiter der elften Stunde (Matthäus 20, 1-16)

Autor(en): **Traxel, Gerhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **68 (1974)**

Heft 11

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-142404>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Arbeiter der elften Stunde

Matthäus 20, 1—16

Sie werden sich wundern, wenn ich jetzt sage: diese Geschichte hier läßt vor unseren Augen das Bild eines wahrhaft menschlichen, wahrhaft sozialen Lebens entstehen. Unsere Verwunderung ist groß, denn was wir da zu sehen bekommen, das sieht doch nach schreiender Ungerechtigkeit, nach ganz unsozialer Verhaltensweise aus. Allenfalls scheinen wir uns noch damit helfen zu können, daß wir die Geschichte irgendwo in den Himmel verweisen. Heißt es nicht auch am Anfang: «Reich der Himmel»? Nun gut, denken wir vielleicht, im Himmel einmal, oder in irgendeiner weltlosen Beziehung zu Gott mag das ja gelten, dieses unseren Maßstäben zuwiderlaufende Verhalten. Aber so leicht werden wir mit der Herausforderung nicht fertig. Unsere Verwunderung soll nur anhalten. Gemeint ist hier nicht irgendeine ferne Himmelswelt, sondern das neue Leben auf unserer Erde. Wenn Jesus vom «Reich der Himmel» spricht, dann denkt er an eine neue Weltordnung, die unsere zerstörerischen Verhältnisse von Grund auf neugestaltet. Der Himmel, die neue Ordnung, bleibt nicht über den Wolken, sondern will zum «Stück Himmel auf Erden» werden. Es bleibt also die Behauptung, die unsere Verwunderung erregt: diese Geschichte läßt vor unseren Augen das Bild eines wahrhaft menschlichen, wahrhaft sozialen Lebens entstehen. So soll es unter den Menschen sein, meint Jesus. So kann und so wird es sein, wenn Gott am Werk ist in der Welt. Damit wird unsere Verwunderung nur noch größer. Ja, wir sind dagegen! Es erscheint uns unsozial, uns, die wir doch gerne für Gerechtigkeit eintreten. Aber warum? Bekommen denn in dieser Geschichte nicht alle gleich viel? Haben nicht alle am Schluß gleich viel zum Leben und zur Freude erhalten? Kann man wirklich von Ungleichheit reden? Es ist auch nicht so, daß jene, die den ganzen Tag gearbeitet haben, am Abend nur etwa den kleinen Lohn für eine Stunde Arbeit erhalten hätten, daß sie also nach dem Maßstab der spät Gekommenen schlecht belohnt würden. Nein, schon früh am Morgen, da der Hausherr auf Arbeitersuche geht, macht er mit den ersten den angemessenen Lohn für den ganzen Tag ab. «Nachdem er aber mit den Arbeitern um einen Dinar für den Tag übereingekommen war, sandte er sie in seinen Weinberg.» Nein, wir brauchen uns in dieser Hinsicht nicht zu erregen. Die Geschichte läßt sich nicht dafür mißbrauchen, daß man bestimmte Menschengruppen im Leben sozial schlechter wegkommen läßt als andere Kreise. Alle sollen gleichviel zum Leben und zur Freude erhalten. Hier wird nicht in ideologischer, verlogener Weise «Solidarität» gepredigt — in dem Sinne, daß die armen,

in ihrem Leben zu kurz Kommenden keine Gerechtigkeit mehr fordern dürften. Hier erhalten tatsächlich alle gleich viel an den Gütern und der Freude des Lebens ausgeteilt. Dem Postulat sozialer Gerechtigkeit und brüderlichen Teilens widerspricht das nicht. Gott will für diese Welt die schrecklichen Unterschiede, die ganze Völker ins Elend bringen, aufheben. Darum läßt auch diese Geschichte gar keinen Zweifel!

Warum sind wir dann trotzdem noch nicht einverstanden? Nicht wahr, — wir kommen doch auch jetzt noch nicht damit zurecht. «Der, welcher so spät kam, soll genauso viel erhalten wie der, der den ganzen Tag gearbeitet hat?» Warum ist uns das ein Anstoß? Verbirgt sich vielleicht hinter unserer hoch tönenden Sorge um Gerechtigkeit etwas ganz anderes? Dahinter steht doch gar nicht die Sorge um das, was alle Menschen zum Leben brauchen und haben sollen. Sonst könnten wir uns ja beruhigen. Dahinter steht eine viel weniger idealistische Denkweise, die wir alle schon mit der Muttermilch in uns aufgenommen haben. Jeder soll sich vom anderen unterscheiden durch das, was er selbst leistet und zustandebringt. Jeder ist für sich und fordert für sich das ihm Zustehende. Dieser egoistische Individualismus ist uns so zur «zweiten Natur» geworden, daß wir ihn nicht einmal mehr als Problem empfinden können. Wir verteidigen ihn — auch angesichts dieser biblischen Herausforderung — mit hochtrabenden Reden von Gerechtigkeit. Diese sogenannte Gerechtigkeit ist aber längst zum Inbegriff einer individualistisch-egoistischen Lebensweise geworden. Es geht uns nicht mehr um die Gleichheit aller, die gemeinsame Arbeit an der gleichen Sache — sei sie kurz oder lang — und die gemeinsame Freude am Leben und seinen Gütern. Nein, heute geht es uns allen darum, daß wir selbst uns durchsetzen, daß man uns gerecht wird und entspricht. Also das genaue Gegenteil von Gleichheit, nämlich die radikale Absonderung der Individuen voneinander je nach Leistung und Position; also das genaue Gegenteil von gemeinsamem Lebensziel und gemeinsamer Lebensfreude, nämlich der Kampf und der Lebensgenuß jedes einzelnen für sich. Es ist diese Denk- und Lebensweise, die uns nicht nur in die Ungleichheit, sondern auch in die Einsamkeit treibt. Darum ist ja das Leben für viele «zum Davonlaufen», weil seine Atmosphäre beherrscht ist von der Konkurrenzangst des einen vor dem andern. In unseren Blicken, die wir austauschen, steht die Sorge «werde ich so anerkannt? Werde ich belohnt wie der andere und vor dem andern?» Vom ersten Schuljahr an, oft schon früher, wird der heranwachsende Mensch für ein solches Leben dressiert. Es ist ein Leben, dem das Bewußtsein der Arbeit an einer gemeinsamen Sache und das Bewußtsein der gemeinsamen, von allen geteilten Lebensfreude gründlich abhanden gekommen ist. Bei uns ist es ja gar nicht anders als in Kamerun etwa, wo — nach dem kürzlichen Bericht von Pfr. Christoph Schnyder — das

Leben auseinanderfällt in die Interessengegensätze aller gegen alle. Diese Denkweise hat übrigens auch ganz handfeste soziale Konsequenzen. So schreibt etwa die NZZ vom 28. April zur Frage der Anpassung der AHV-Renten an die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung: «Der Rentner hat in diesem Fall tatsächlich kein wirtschaftlich begründbares Anrecht auf solcherart dynamisierte Renten, da er außerhalb der aktiven Wirtschaft steht ...» Ein wirtschaftlich begründbares Anrecht hat er nicht; aber hier handelt es sich nicht nur um eine Frage der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit, sondern des Lebensverständnisses überhaupt. Unsere Geschichte gibt da eine deutliche Richtung an. Gegen die egoistische Denkweise des sich selbst aufbauenden Menschen leuchtet dort das Verständnis des Lebens als Gabe an alle, die unbedingte Solidarität mit allen «zu spät» Kommenden», also auch den nicht mehr im Leistungs- und Produktionsprozeß Stehenden. Aber es geht ja nicht nur um eine andere Haltung in solchen sozialpolitischen Einzelfragen.

Ganz anders könnte unser Leben sein. Wenn wir uns nur frei machen ließen von dieser verdamnten Denkweise, daß jeder einzelne für sich sein Leben aufbaut und je nach Eigenleistung das ihm zustehende Glück findet, wenn wir uns frei machen könnten von dieser individuellen Leistungs-Gerechtigkeit. Viel glücklicher, viel menschlicher und viel freier könnte unser Leben gelebt werden in der Dimension dieser Geschichte hier.

Hier ist es schon ein Glück und ein Geschenk, an einer gemeinsamen, sinnvollen Sache, im «Weinberg», arbeiten zu dürfen, sich an der Gestaltung des Lebens engagieren zu dürfen; vom frühen Morgen an! Die Bibel nennt diese gemeinsame Sache «Gottes Reich». Das gemeinsame, brüderliche Leben aufbauen!

Und es ist denn auch ein Glück, zu wissen, daß der Hausherr den ganzen Tag selbst unterwegs ist, um Menschen dort einzugliedern; solche, die ohne Sinn und Ziel irgendwo gleichgültig herumstehen, die in der «Mir-stinkts»-Mentalität gefangen sind — und kämen sie noch so spät zur Freude. Und ist es nicht erst recht ein Glück, zu wissen, daß alle in diesem Weinberg des Lebens schließlich verbunden sein dürfen in der gemeinsamen, gleichen Freude? Daß das Leben, seine Freude und seine Gaben die Menschen nicht separieren muß in «mehr» oder «weniger». Das ist die Tendenz dieser Geschichte, die wir mit unseren landläufigen Lebens- und Denkvoraussetzungen nur so mühsam verstehen. Aber vielleicht können wir doch schon ahnen, was gottgewolltes Leben heißt, was «Reich der Himmel» hier bei uns wäre. Ein solches Leben kann nur dort Platz ergreifen, wo man in irgendeiner Weise von der Güte ausgeht, die alle trägt; denn es hängt aufs engste damit zusammen, daß wir die Erfahrung des Geschenks und des sinn-

vollen Ganzen machen können. Wo es das nicht gibt, da ist eigentlich die egoistische Dominierung des Lebens kein Wunder. Da kann man es schließlich verstehen, daß der Mensch nur noch mit seiner eigenen Produktion und seinem eigenen Glück rechnet.

Nun, Jesus hat hier nicht nur ein Idealbild entworfen oder eine bessere Lebenstheorie aufgestellt, etwas, das wir meist resigniert als ferne «Utopie» bezeichnen. Er zeichnet sich dadurch aus, daß seine Worte gelebt werden und sichtbar werden in seiner Person, und was im Umkreis dieser Person passiert. Da ist gelebte Güte und Gemeinschaft; übrigens bis heute. Man kann in der heutigen Welt die Erfahrung des Geschenks und des sinnvollen Lebensziels machen. Das neue Leben ist da, nur darum lohnt es sich, davon zu reden. Es ist nicht voll da, zumindest nicht so, daß es unser gesellschaftliches Zusammenleben heute prägt; aber es ist in dieser Gesellschaft vorhanden als ein Zeichen wenigstens, das sichtbar ist, das uns auf alle möglichen Weisen einlädt, es auch damit zu versuchen. Unser Blick geht in diesem Sommer und Herbst in das kleine burgundische Dörfchen Taizé. Dort beginnt Ende August das seit Jahren schon vorbereitete «Konzil der Jugend». Im Oktober wird man in der Paulskirche in Frankfurt dem Prior von Taizé, Roger Schütz, den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verleihen. Schutz hat ihn schon für eine Arbeit an Kindern aus den Slums, einer portugiesischen Stadt zugesagt. In jenem Taizé begann er vor dreißig Jahren mit andern Christen ein Abenteuer des Heiligen Geistes; sie begannen an einem Ort wieder die Kirche zu leben als eine neue gemeinschaftliche Lebenspraxis, eben als jenes gemeinsame Engagement des Lebens in allen Berufen, als Arbeit im Reiche Gottes, als Beitrag zu einer brüderlichen Lebensweise — und das gemeinsame Fest des Lebens zu feiern, das alle Menschen, die Mächtigen wie die Niedrigen, die Randsiedler und die Etablierten der Gesellschaft einbezieht. Man weiß und lebt es hier, daß der Geist Jesu Christi das Antlitz der Erde erneuert, die Kirche zu einem bewohnbaren Ort macht und zum Symbol für die Gemeinschaft aller Menschen werden läßt. Seit Jahren ziehen vor allem junge Leute nach Taizé, um dort neu in das Lebensangebot des «Reiches der Himmel» einzugehen, um wieder einen Sinn, ein Ziel und eine neue Form ihres Lebens zu gewinnen. Für August werden etwa hunderttausend Jugendliche erwartet, unter ihnen viele, die das atomisierte, vereinsamte Leben unserer Konkurrenzwelt satt haben und für Christus sich öffnen. Entscheidend sind aber nicht Zahlen, entscheidend ist die Tatsache, daß der Geist immer wieder «Kirche» aufscheinen läßt als die Erfahrung neuen Lebens, als die Erfahrung der Güte und des sinnvollen Ganzen. Im Lichte dieser Zeichen bekommen wir ein neues Gespür für das Zeichen, das die Kirche Christi hier in Witikon sein könnte. Wir beginnen zuerst zu leiden an den Wunden

und Entstellungen unserer Amtskirche, aber vielleicht beginnen wir auch hindurchzuschauen durch diese Entstellungen — auf die Zeichen des Wortes und des Mahls, die auch uns gegeben sind; und wir fangen als Christen an, diese Zeichen zu entschlüsseln, sie — getrieben vom Geist — wieder lebendig, sichtbar, leuchtend zu machen. So daß am Ort die neue Lebensweise den Kampf beginnt gegen die Weise der sinnlosen Vereinzelung, der egoistischen Maßstäbe, der vernichtenden Konkurrenz und der tötenden Einsamkeit. Daß bei uns die Einladung verlockend wird, die Chrysostomus so ausspricht: «Tretet doch alle in die Freude eures Herrn ein. Freut euch mit über das große und strahlende Fest» — das Fest des neuen Lebens. Gerhard Traxel

Entwicklungspolitik und Anpassung der Technologie an die Bedürfnisse der Entwicklungsländer (III)

Dr. E. F. Schumacher geht in den Darlegungen, die sich mit obenstehenden Fragen befassen, vom heutigen Stand der Entwicklungshilfe aus.

Feststellen muß er zunächst, «daß die Entwicklungshilfe in einer schweren Krise steckt und ebenso die meisten der Entwicklungsländer». «Was heute bewältigt werden kann, ist eine kurze energische Hilfsaktion als Antwort auf eine plötzliche Katastrophe, das können wir. . . . Dazu besitzen wir hervorragende technische Mittel.»

Aber «Entwicklungshilfe, die ganzen Völkern ein besseres Leben ermöglicht, als sie es von sich aus bewerkstelligen können, erfordert eine tiefe Einsicht in die geheimen Zusammenhänge menschlichen Verhaltens, die durch den Einsatz noch so großer technischer Mittel nicht ersetzt werden kann».

Entwicklungshilfe soll das Elend in der Welt vermindern helfen. Millionen von Menschen sind im Elend, sie haben nicht genug, um menschenwürdig leben zu können; sie hungern, sie frieren, sie verkommen. Arm ist, wer sich nichts leisten kann aber doch sein Auskommen hat, wer nicht einmal sein Auskommen hat, ist elend». Wir gehen mit E. F. Schumacher einig, daß alle, die ihr Auskommen haben, «sich bemühen müssen, die Elenden aus ihrem Elend zu befreien».

Wo muß solche Hilfe einsetzen? Auf Statistiken über das Volkseinkommen in den verschiedenen Ländern ist kein Verlaß. Präsident Johnson stellte seinerzeit fest, daß vor ein paar Jahren 38 Millionen im reichsten Land der Welt, in den USA, in bitterer Armut lebten, viele